

Peter Risthaus, Irina Gradinari, Vanessa Höving,
Angela Rabing und Philipp Kressmann

Probleme und Theorien des Performativen

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	3
Abbildungsverzeichnis	7
Tabellenverzeichnis.....	8
Zu diesem Studienbrief	9
I Vom Gebrauch der Sprache zum Sprechakt.....	12
(1) Texte des Studienbriefes:	17
(2) Literatur	17
Text 1 Sprechakttheorie	19
Text 2 Zur Theorie der Sprechakte – How to do things with Words.....	22
1. Erste Vorlesung	22
2. Zweite Vorlesung	27
II Zwischen Sprechakt, Schreibakt und (den) Göttern	35
(1) Texte des Studienbriefes	41
(2) Literatur	41
Text 3 Der logische Status fiktionalen Diskurses	43
Text 4 Signatur Ereignis Kontext.....	55
1. Schrift und Telekommunikation	57
2. Die Parasiten. Iter, von der Schrift: daß sie vielleicht nicht existiert	67
3. Signaturen	73
Text 5 Beglaubigung jenseits der Sprache	78
1. Der Eid.....	78
III Performanz und Schreiben: Roland Barthes, Rüdiger Campe	86
(1) Texte des Studienbriefs	90
(2) Literatur	90
Text 6 Schreiben, ein intransitives Verb.....	92
1. Literatur und Linguistik	92
2. Die Sprache	92
3. Die Zeitlichkeit.....	94
4. Die Person.....	95
5. Die Diathese.....	96
6. Die Instanz des Diskurses	98
Text 7 Die Schreibszene, Schreiben.....	99

1.	Thema, Datum	100
2.	Thematischer Fall: Akt oder Struktur	101
3.	Dekor der Szene, Extrem des Instruments.....	103
4.	Strategie	104
IV	Interaktion und Rahmenanalyse	108
(1)	Literatur	113
(2)	Weiterführende Forschungsliteratur	114
Text 8	Wir alle spielen Theater	115
1.	Einleitung	115
2.	Darstellungen.....	126
2.1	Der Glaube an die eigene Rolle	126
2.2	Fassade	128
Text 9	Rahmen-Analyse	135
1.	Primäre Rahmen.....	135
2.	Der Theaterrahmen	151
V	Rituale zwischen Heiligkeit und Alltag	176
(1)	Text des Studienbriefs:.....	179
(2)	Literatur	182
Text 10	Form und Bedeutung magischer Akte	183
1.	Einleitung	183
2.	Das Beobachterproblem: das Beispiel der Zande	184
3.	Die Verwendung von Analogien	187
4.	Einige Analogien der Zande	196
5.	Wie kann man Rituale (die »Magie« einschließen) verstehen?	200
6.	Die Bedeutung der europäischen Erfahrung	207
7.	Literaturverzeichnis.....	209
Text 11	Das Individuum im öffentlichen Austausch	211
VI	Performanz und Geschlecht: Judith Butler.....	221
(1)	Literatur	227
Text 12	Das Unbehagen der Geschlechter	229
1.	Von der Innerlichkeit zu den Performanzen der Geschlechtsidentität.....	229
Text 13	Körper und Gewicht.....	236
1.	Die diskursiven Grenzen des Geschlechts	236
Text 14	Haß spricht	239

1.	Die stillschweigende Performativität der Macht.....	239
VII	Aufführen, Inszenieren und Versammeln	243
(1)	Texte des Studienbriefes	247
(2)	Literatur	248
Text 15	Akt ohne Worte I	249
1.	Pantomime in einem Akt	249
Text 16	Theater der Grausamkeit (erstes Manifest).....	252
1.	Technik	253
2.	Die Themen	254
2.1	Das Schauspiel.....	254
2.2	Die Inszenierung.....	255
2.3	Die Sprache der Bühne	255
2.4	Die Musikinstrumente.....	256
2.5	Das Licht – Die Beleuchtung.....	256
2.6	Das Kostüm.....	256
2.7	Die Bühne – Der Zuschauerraum	257
2.8	Die Gegenstände – Die Masken – Die Requisiten	258
2.9	Die Dekoration	258
2.10	Die Aktualität	258
2.11	Die Werke	258
2.12	Schauspiel	258
2.13	Der Schauspieler.....	258
2.14	Die Interpretation	259
2.15	Das Kino	259
2.16	Die Grausamkeit.....	259
2.17	Das Publikum	259
2.18	Das Programm.....	259
VIII	Auftritte des Staates	261
(1)	Texte des Studienbriefes	263
(2)	Literatur	264
Text 17	Machtdesign – Plädoyer für eine Wiederaufrüstung der staatlichen Repräsentation	265
1.	Die Obszönität der Macht.....	266
2.	La volonté ne se représente pas	271

3.	Moderne Allegorien des Politischen	273
4.	Analoge und digitale Darstellungen der Macht.....	274
5.	Ikonoklasmus als Bildfundamentalismus.....	276
6.	Die Unvermeidlichkeit des Zeigens	277
7.	Bibliographie.....	279
Text 18	Des Kaisers neue Kleider.....	281

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Aussage des Hippolytos	26
Abbildung 2: Unglücksfälle	30
Abbildung 3: Anmerkung von J. Derrida.	37
Abbildung 4: Analogie zwischen Vater/Kind und Arbeitgeber/Arbeiter	194
Abbildung 5: Komplexes Beispiel für Analogisches Denken	196
Abbildung 6: Gegenüberstellung von Positiver und Negativer Analogie	197
Abbildung 7: Gegensätzliche Analogie (Beispiel für eine homöopathische Behandlung).	198
Abbildung 8: Zerstörung der Reiterstatue, Ludwigs XIV	266
Abbildung 9: Bildteppich mit Bildnis Wilhelms II., 1888-1918. Entwurf von Robert Hahn 1911	268
Abbildung 10: Georg Meistermann, Willy Brandt, 1970	269
Abbildung 11: Inauguration von Bill Clinton, 1993. Zuletzt gesehen unter www.photo2.si.edu/inaugural/clinton1/clinton1.html ...	273
Abbildung 12: Inauguration von George Washington, 1789. Zuletzt gesehen unter www.iment.com/maida/images/inaugurationcu.jpg	274
Abbildung 13: Bundeskanzleramt, Berlin 2001	276

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Beispiele für Analogien	193
Tabelle 2: Analogie-Beispiel Vogel/Fisch	194

Zu diesem Studienbrief

Peter Risthaus

Gute Theoretiker*innen zeichnen sich dadurch aus, dass sie etwas sehen, das alle anderen offenkundig übersehen. John L. Austin, Erfinder der Sprechakttheorie, beginnt seine berühmte Vorlesung *How to do things with Words* aus dem Jahre 1955 mit den schlichten Worten: „Ich habe nichts Schwieriges und schon gar nichts Anspruchsvolles zu sagen; [...] Die Erscheinung, um die es geht, ist sehr verbreitet und liegt ganz offen zutage; hier und da müssen andere sie bemerkt haben. Aber ich habe noch niemanden gefunden, der sich richtig darum gekümmert hätte.“¹ Um welches Phänomen es dabei geht, spricht der Titel der Vorlesung deutlich aus: Eben, dass man mit Worten handeln, Sachen oder Dinge machen, d.h. hervorbringen kann. Unter den passenden Umständen geäußert, macht selbst ein Einwortsatz wie „Ja“ aus Geliebten Eheleute oder aus Bürgern Diener des Staates, d.h. Beamte. Wer solch „performative Äußerungen“² untersucht, ergründet die fundamentalen Kräfte trans-sozialer Kommunikation.

Ausgehend von Austin ist *Performativität*, d.h. der pragmatische Wirklichkeits- und Vollzugscharakter von Kommunikation, zum Paradigma verschiedener Fächer und Teil ihrer Theorien geworden. Er selbst scheint allerdings nicht ganz glücklich mit dem von ihm eingeführten Begriff: „Es ist durchaus nicht verzeihlich, nicht zu wissen, was das Wort ‚performativ‘ bedeutet. Es ist ein neues Wort und ein garstiges Wort, und vielleicht hat es auch keine sonderlich großartige Bedeutung. Es spricht jedenfalls für dieses Wort, nämlich dass es nicht tief klingt.“³ Zu finden ist „dieses Wort“ samt seiner gesamten Theorie jedenfalls ebenso in der Theorie des kommunikativen Handelns von Jürgen Habermas wie in den soziologischen Analysen von Interaktion und Ritualen durch Erving Goffman, demzufolge wir im Alltag alle schlichtweg *Theater spielen*. Auch in der Genderforschung von Judith Butler und anderen hat dieses Paradigma zu neuen Einsichten in die Konstruktion von Geschlechterdifferenz und Rollenverhalten geführt (*performing gender*).

Dazwischen liegt ein weites Feld von Phänomenen, die es mit der zum Teil rituellen, jedenfalls medialen Verkörperung, Aufführung oder Inszenierung von Kommunikation, auch in institutionellen Kontexten zu haben. Neben die Analyse von Sprechakten, wie dem Eid oder dem Versprechen, tritt in Folge auch die von Schreibakten (*Schreibszenen*), beispielsweise des Unterschreibens, ohne die sich entsprechende Einrichtungen bzw. Institutionen überhaupt nicht etablieren und auf Dauer halten könnten. Gemeinsam ist all diesen Bemühungen um *Performativität*, dass sie produktive, d.h. hervorbringende Effekte beobachten, die gesellschaftliches Leben erst ermöglichen, allerdings kulturelle Differenzen aufweisen. Heute schon beinahe vergessen ist, dass der umstrittene Begriff der *Postmoderne*, von Jean-François Lyotard in die Philosophie eingeführt, sich in Anschluss an Wittgenstein ebenfalls dieser pragmatischen Dimension der Sprache verpflichtet.

¹ John Langshaw Austin: Zur Theorie der Sprechakte (*How to do things with Words*). Stuttgart 2010. S. 25.

² Vgl. Austin: „Performative Äußerungen“, in: Gesammelte philosophische Aufsätze. Übers. u. hg. v. Joachim Schulte. Stuttgart 1986. S. 305-328.

³ Ebd. S. 303.

Seine Diagnose, dass an die Stelle der sogenannten großen Erzählungen eine Vielfalt an heterogenen Sprachspielen getreten sei, ist vielleicht heute aktueller als 1979:

Die narrative Funktion verliert ihre Funktionen. Den großen Heroen, die großen Gefahren, die großen Irrfahrten und das große Ziel. Sie zerstreut sich in Wolken, die aus sprachlich-narrativen, aber auch denotativen, präskriptiven, deskriptiven usw. Elementen bestehen, von denen jedes pragmatische Valenzen sui generis mit sich führt. Jeder von uns lebt an Punkten, wo viele von ihnen einander kreuzen. Wir bilden keine sprachlich notwendigerweise stabilen Kombinationen, und die Eigenschaften derer, die wir formen, sind nicht notwendigerweise mitteilbar. So hängt die kommende Gesellschaft [...] eher von einer Pragmatik der Sprachpartikel ab. Es gibt viele verschiedene Sprachspiele – das ist die Heterogenität der Elemente.⁴

Für Literaturwissenschaftler*innen ist das Modul 6 daher aus verschiedenen Gründen interessant: Zunächst ist zu sagen, dass Dichtung und Literatur seit ihren Anfängen ein vielfältiges Wissen über ihren Aufführungs- und Inszenierungscharakter entwickeln, das in Rhetorik, Poetik und Ästhetik besonders in Hinblick auf ihre spezifischen Wirkungen reflektiert wird. Man denke an die *Katharsis* der Tragödie, d.h. die Reinigung von bestimmten Affekten wie Jammer und Schauer, oder an die *Persuasion*, als Ziel der öffentlichen Rede, jene schlussendliche Überzeugung, die der Redner bei seinem Publikum hervorbringen möchte.

Die Relevanz des Performativen lässt sich vor allem vom Drama herleiten. Der Einsatz von Masken in der antiken Tragödie, zur Fixierung von Charakteren und zur Verstärkung der Stimme, aber auch die Erfindung des Vorhangs, der Kulisse, oder das Licht, die Theatermaschinen, die Architektur und Ordnung des Bühnenraums und der Einsatz neuer Medien, zeugen davon. Dazu gehört außerdem das In-Szene-Setzen des Schauspielerkörpers, seine Ver- und Enthüllung in Kostümen, oder sogar seine Beschmutzung bzw. ‚Zerstörung‘. Besonderes Augenmerk gilt dem Spannungsfeld von Text und *Inszenierung*, bei dem das Verhältnis von Repräsentation (Darstellung, Mimesis) und Performanz sinnfällig wird und bis heute für intensive Diskussion sorgt. Der Übergang von einer Kultur des Textes zur Kultur der Performanz wird in entsprechenden Inszenierungen anschaulich, die ihr einen Vorrang vor dem Text einräumen – solange sie überhaupt noch über einen verfügen. Aus diesem Grund findet sich im Studienbrief eine Abteilung *Aufführen, Inszenieren und Versammeln*, die zeigen soll, dass Theorie auch Sache der Kunst selbst ist, ganz abgesehen davon, dass die performativen Aspekte *Aufführen, Inszenieren und Versammeln* auch im engeren Sinne auf nicht-theatrale Veranstaltungen zutreffen, wie etwa bei Festen oder der Repräsentation des Staates, die, wie in der letzten Abteilung gezeigt wird, einen rituell-performativen Charakter haben.

Das Feld von Performativität und Theatralität ist keineswegs auf die traditionellen Künste beschränkt und wird in einer Mediengesellschaft entgrenzt: Die lyrische oder epische Stimme, in der Antike noch zur Lyra singend, findet sich wieder in neuen Formaten wie dem *Poetry-Slam* oder dem *Rap*, von Popsongs ganz abgesehen. Ähnliches gilt für den Erzähler, der seine Präsenz im

⁴ Jean-Francois Lyotard: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. 3. Aufl., übers. v. Otto Pfersmann. Hg. v. Peter Engelmann. Wien 1994. S. 15.

geschriebenen Text fingieren kann, wie im *Skaz* oder im Tagebuch, oder der in Hörbüchern oder Hörspielen spricht. Unter Bedingungen einer sekundären Oralität, d.h. dem schrift-vermittelten Gespräch, ist zudem zu beobachten, dass die Aufführung von literarischen Texten allorts an Bedeutung gewinnt. Das gilt für die Dichterlesung in der Buchhandlung oder im Literaturhaus ebenso wie in Management-Seminaren, in denen das Erzählen, *storytelling*, zur wichtigen Methode geworden ist. Damit ist das Feld allerdings bei weitem nicht abgeschritten: Man denke etwa an die Selbstinszenierung in sozialen Netzwerken, die von Blogs bis zur Selbstpräsentation in *YouTube-Channels* reicht.

In diesem Studienbrief werden ausgewählte *Theorien des Performativen*⁵ präsentiert, die in einem bestimmten Sinne Grundlagenforschung betreiben. *Performanz* und Ableitungen, wie *performen*, *performieren* oder *Performativität*, sind Modeworte der Kulturwissenschaft geworden. Wie es sich mit solchen Begriffen verhält, die von Hand zu Hand gehen, ist die wissenschaftliche Fröhlichkeit, mit der sie gebraucht werden, häufig größer als ihre argumentative Stringenz, die sich durch sekundäre und tertiäre Anwendungen weiter verliert. Relevante Theorien des Performativen werden hier deshalb anhand von Basistexten vorgestellt, die nur zum Teil vollständig oder nur mit wenigen Kürzungen abgedruckt werden. So können sich Studierende sozusagen aus erster Hand über jene Grundfragen und Probleme informieren, die nicht in der Literaturwissenschaft entwickelt wurden, später allerdings in ebendiese eingegangen sind und neue Fragen bzw. Probleme eröffnet haben. Die entsprechenden Abteilungen sind mit kurzen Einführungen versehen, um die Lektüre der zum Teil komplizierten Texte zu unterstürzen und grundlegende Begrifflichkeiten zu skizzieren. Auch findet sich dort weiterführende Literatur, die für Ihr Studium hilfreich ist. Der Studienbrief kann als Grundlage gelesen werden, dient aber genauso als Korrektiv, um die Weiterentwicklung und Anwendung von Theorien der Performativität in den anderen Studienbriefen des Moduls mit ihren Grundlagen in ein plausibles Verhältnis zu setzen.

Literatur:

Austin, John Langshaw: Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart 2010.

Austin, John Langshaw: „Performative Äußerungen“, in: Gesammelte philosophische Aufsätze. Übers. u. hg. v. Joachim Schulte. Stuttgart 1986. S. 305-328.

Fischer-Lichte, Erika: Performativität. Eine Einführung. 3. Aufl., Bielefeld 2012.

Jean-François Lyotard: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. 3. Aufl., übers. v. Otto Pfersmann. Hg. v. Peter Engelmann. Wien 1994. S. 55.

Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Hg. v. Uwe Wirth. Frankfurt a.M. 2002.

Mersch, Dieter: Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen. Frankfurt a.M. 2002.

⁵ Für weiteren Überblick empfehlen wir: Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Hg. v. Uwe Wirth. Frankfurt a.M. 2002, Erika Fischer-Lichte: Performativität. Eine Einführung. 3. Aufl. Bielefeld 2012 und Dieter Mersch: Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen. Frankfurt a.M. 2002.

I Vom Gebrauch der Sprache zum Sprechakt

Peter Risthaus

Theorien sind wie Gift. Sie versprechen zwar umfassende Heilung von Erkenntnisschwächen und vermeintlicher Selbstverständlichkeit des sogenannten Alltags, andererseits – bei falscher Dosierung – trüben sie jenen scharfen Blick, der für Philosophen oder Wissenschaftler*innen überhaupt erst jene Phänomene oder Gegenstände freigibt, die des Nachdenkens oder gar der Theorie bedürftig und würdig sind. Jede Theorie birgt Risiken und Nebenwirkungen, vor denen uns der Literaturwissenschaftler Jochen Hörisch in seiner *Theorie-Apotheke*¹ warnt. Seine bemerkenswerte *Handreichung* informiert kundig über wirkungsmächtige Theorien, die in den Geistes- und Kulturwissenschaften in den letzten 100 Jahren in Mode gekommen sind. Auch die *Sprechakttheorie* steht in den Regalen dieser Apotheke, gehört sie nicht nur zum festen Inventar der Linguistik und Sprachphilosophie, sondern dient als Kampfplatz fundamentaler Auseinandersetzungen: John R. Searle und Jacques Derrida streiten dabei über die Grenzen von Kontexten oder Gerard Genette, der große Erzähltheoretiker, wiederum mit Searle, ob Erzählen überhaupt ein Sprechakt ist. Jürgen Habermas integriert sie in den umfassenderen Anspruch seiner *Theorie des kommunikativen Handelns*.² Letztere setzt das Ideal unverzerrter Kommunikation ins Werk, die an unhintergehbaren, d.h. kontrafaktisch vorausgesetzten rationalen Standards orientiert ist. Ohne sie können überhaupt keine Geltungsansprüche verhandelt werden. Dazu ist es nötig, ernsthafte von fingierten Sprechhandlungen zu unterscheiden, die mit Geltung nichts zu tun haben. Auch wenn diese Kontroversen längst nicht mehr die aktuelle Lage bestimmen, sind sie auch – zum Teil erstaunlich unreflektiert – in das theoretische Bewußtsein der Literaturwissenschaft eingegangen.³

Neben dem Text von Hörisch, finden sich in dieser Abteilung zwei Vorlesungen von John L. Austin (1911-1960), Erfinder der Sprechakttheorie. Seine berühmten Vorlesungen unter dem Titel *How to do things with Words*, die er 1955 in Harvard gehalten hat, sind sozusagen ihr Gründungsdocument. In der deutschen Ausgabe klingt der Titel etwas zu theoretisch: Zur Theorie der Sprechakte; tatsächlich trifft die alltagsprachlich klingende Übersetzung: „Wie man mit Worten Sachen (oder Dinge) macht“ genauer jenen Geist der „Philosophie der gewöhnlichen Sprache“ (*ordinary language philosophy*), die Austin betreibt. Sie ist der Versuch, wesentliche Erkenntnisse über Sprache und Wahrheit nicht mehr durch die Rekonstruktion ihrer logisch-idealen Infrastruktur zu gewinnen, sondern zuallererst jener Komplexität gerecht zu werden, die bereits in ihrer alltäglichen

¹ Jochen Hörisch: *Theorie-Apotheke*. Eine Handreichung zu den humanwissenschaftlichen Theorien der letzten fünfzig Jahre, einschließlich ihrer Risiken und Nebenwirkungen. Frankfurt a.M. 2004.

² Vgl. Jürgen Habermas: *Theorie des kommunikativen Handelns*. Bd. I: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt a.M. 1995. S. 427-440. Vgl. ders.: „Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz“, in: Habermas u. Luhmann: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt a.M. 1976. S. 101-142.

³ Um diese komplizierte Lage und ihre Aktualität zu erfassen, sei verwiesen auf Dieter Mersch: *Posthermeneutik*. Berlin 2010 (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband Nr. 26).

Verwendung steckt. Es ist überhaupt auffällig, wie sich verschiedene Fächer, die in diesem Studienbrief versammelt sind und von denen ausgehend das Performanz-Paradigma entsteht, sich zur gleichen Zeit dem Alltag, der Lebenswelt oder Lebensformen zuwenden.

Vom Gestus her deklarieren Austins Vorlesungen nicht einfach eine Theorie, sondern tasten sich von einem Beispiel zum nächsten vor, um das Feld, auf dem mit Sprache gehandelt wird, überhaupt erst in den Blick zu nehmen. Eine systematische Theorie der Sprechakte wird erst Austins Schüler John R. Searle in seinem Buch *Sprechakte*⁴ vorlegen, allerdings in einer arg 'scholastischen' Manier, die den innovativen Beobachtungen und Argumenten seines Lehrers häufig nicht gerecht wird.

Die Sprechakttheorie würde es nicht geben, hätte zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht jener *linguistic turn* stattgefunden, der die geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächer von Grund auf verändert hat.⁵ Möchte man diese Wendung stark vereinfachend auf einen Satz ihres bekanntesten Initiatoren bringen, so muss Ludwig Wittgenstein zitiert werden. Er stellt, nachdem er das frühere Projekt einer logisch-idealen Sprache⁶ aufgegeben hatte, im §43 der *Philosophischen Untersuchungen* fest: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.“⁷ Damit ist gesagt, dass eine Semantik, mithin die Bedeutungsdimension der Sprache, nicht adäquat erfasst wird, wenn man ihre pragmatische Dimension vergisst. Sie meint im weitesten Sinne jene konkrete Äußerungssituation und kontextabhängigen Gebrauch, in dem Worte und Sätze je und *jäh* stehen, gesagt oder geschrieben werden, begleitet zumal von Mimik und Gestik. In dem „jäh“, das hier betont wird, steckt wiederum, dass jedem spezifischen „Gebrauch“ immer ein eigenwillig ereignishafter Zug (im Sprachspiel) innewohnt, der nicht so leicht transparent gemacht werden kann, wie wir in der zweiten Abteilung dieses Studienbriefes erfahren.

Ein guter Theoretiker jedenfalls, so sagt es auch Austin, zeichnet sich dadurch aus, dass er oder sie etwas sieht, was alle anderen übersehen haben und gewinnt dabei an Durchblick, ohne dem metaphysischen ‚Über-Blick‘ vermeintlich metaphysischer Tiefen zu verfallen. In diesem Geiste beginnt Austin seine erste Vorlesung mit den schlichten Worten: „Ich habe nichts Schwieriges und schon gar nichts Anspruchsvolles zu sagen; [...] Die Erscheinung, um die es geht, ist sehr verbreitet und liegt ganz offen zutage; hier und da müssen andere sie bemerkt haben. Aber ich habe noch niemanden gefunden, der sich richtig darum gekümmert hätte.“⁸

Aber um welche offensichtliche Erscheinung handelt es sich? Austins Antwort: Es gibt Sätze oder Äußerungen, die nicht einfach etwas feststellen oder berichten und die zudem weder wahr noch

⁴ John R. Searle: *Sprechakte*. Ein sprachphilosophischer Essay. 5. Aufl., übers. v. R. u. R. Wiggershaus. Frankfurt a.M. 1992.

⁵ Vgl. Richard Rorty: *The Linguistic Turn* (1967). Reprint: University of Chicago Press, 1992.

⁶ Zur Geschichte dieser Idee vgl. Umberto Eco: *Die Suche nach der vollkommenen Sprache*. Übers. v. Burckhard Kroeber. München 1994.

⁷ Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*. In: *Werkausgabe Bd.1*, 7. Aufl., hg. v. Joachim Schulte. Frankfurt a.M. 1990. S. 225-581, S. 262. Allerdings gilt das nach Wittgenstein nicht für alle Fälle.

⁸ John Langshaw Austin: *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 2010. S. 25.

falsch sind. Vielmehr vollziehen sie gesellschaftlich relevante Handlungen und erzeugen Wirkungen, d.h. sie haben illokutionäre Kräfte.

Austin nennt diese Klasse „performative Sätze“ bzw. „performative Äußerungen“ oder, etwas allgemeiner formuliert, „Performative“. Seine Vorlesung wird versuchen, diesen Unterschied zwischen *konstativen* und *performativen* Äußerungen weiter zu differenzieren und sie auf ihre Struktur und Voraussetzungen hin zu befragen. Austin macht es seinen Hörer*innen und späteren Leser*innen allerdings nicht leicht, denn bereits seine Begrifflichkeit in Hinsicht darauf, was unter einem Satz zu verstehen ist, bleibt unscharf. Nicht umsonst spricht er von „Satz“, „Feststellung“, „Äußerung“ oder „Aussage“, ohne hier immer genau zu unterscheiden. Allerdings muss das nicht als Mangel an Exaktheit ausgelegt werden, denn einerseits wird hier theoretisches Neuland erschlossen andererseits betrifft diese Unschärfe genau die diffizile Realität von Performativen.

Was Austin damit gemeint hat, lässt sich am besten an seinen eigenen Beispielen erklären. So wie ohnehin die Philosophie der ‚gewöhnlichen Sprache‘, wie zuvor die Spätphilosophie Wittgensteins, das Beispielgeben zum bestimmenden Zug ihres Denkstils⁹ macht. Die Auswahl dieser ersten Beispiele soll laut Austin verschiedene Bedingungen erfüllen, von denen die wichtigsten wiederum genau jenen Unterschied zwischen *Konstativa* und *Performativa* betrifft, wie er oben als Leitdifferenz der Sprechakttheorie eingeführt wurde. Performative Sätze:

- A [...] beschreiben, berichten, behaupten überhaupt nichts; sie sind nicht wahr oder falsch;
 B das Äußern des Satzes ist, jedenfalls teilweise, das Vollziehen einer Handlung, die man ihrerseits *gewöhnlich* nicht als „etwas sagen“ kennzeichnen würde.¹⁰

Eine gute Übungsaufgabe wäre es, sich an dieser Stelle einige Sätze zu notieren, die beide Bedingungen erfüllen. Austin wird folgende Beispiele wählen:

- a. „Ja (sc. [scilicet = nämlich, P.R.] ich nehme die hier anwesende XY zur Frau)“
- b. „Ich taufe dieses Schiff auf den Namen ‘Queen Elizabeth’“ als Äußerung beim Wurf der Flasche gegen einen Schiffsrumpf.
- c. „Ich vermache meine Uhr meinem Bruder“ als Teil eines Testaments
- d. „Ich wette einen Fünziger, dass es morgen regnet“.

Es handelt sich in jeder Hinsicht um interessante Beispiele, von denen das „Eheversprechen“ und die „Schiffstaufe“ besondere Karriere machen. Austin wird an ihnen demonstrieren, dass hier eben nicht ein propositionaler Gehalt, also die richtige Darstellung eines Sachverhalts berichtet oder festgestellt wird (beispielsweise das ein bestimmtes Schiff den Namen *Queen Elisabeth* trägt), sondern dass „unter passenden Umständen“¹¹ mit diesen Äußerungen etwas bestimmtes getan,

⁹ Vgl. Michael Niehaus: „Wittgensteins Beispiele. Erste Lieferung (‘Familienähnlichkeiten‘), in: z.B. Zeitschrift zum Beispiel, Nr. 1, hg. v. Peter Risthaus, Michael Niehaus, Jessica Güsken u. Christian Lück. Hagen 2018. S. 35-47. Vgl. den wichtigsten Schüler Austins, Stanley Cavell: Der Anspruch der Vernunft. Wittgenstein, Skeptizismus, Moral und Tragödie. Übers. v. Christiana Goldmann Frankfurt a.M. 2006. S. 111-134 („Austin und Beispiele“).

¹⁰ Austin: Zur Theorie der Sprechakte, S. 28.

¹¹ Ebd. S. 28.

d.h. eine Handlung vollzogen oder abgeschlossen wird, eben das Eheversprechen, die Taufe, eine Wette oder testamentarische Verfügung. Beiläufig sei angemerkt, dass es sich sämtlich um konventionelle Rechtsakte handelt, die man auch ‚institutionell‘ nennen könnte.

Sprechakte vollziehen (*to perform*) Handlungen unter passenden Umständen, d.h. in bestimmten Kontexten. Letztere stehen nicht umsonst den Äußerungen in den Beispielen ohne Anführungszeichen und einmal in Klammern beigefügt, während die Anführungszeichen regeln, dass es sich bei den vorstehenden Sätzen nicht um grammatische Beispielsätze, sondern um performative Äußerungen handeln soll, die tatsächlich stattfinden. Wir betonen die Rolle der Anführungszeichen (ihre schon vorausgesetzte Konventionalität) an dieser Stelle, weil die Zitathaftigkeit von performativen Äußerungen im nächsten Kapitel als Problem der Sprechakttheorie ins Spiel kommt, nämlich der Frage nach dem Status, der eindeutigen Erkenn- und Beherrschbarkeit jener „passenden Umstände“, in dem diese Äußerungen geschehen oder vollzogen werden. Denn es muss einiges angelegt sein, damit solche Äußerungen überhaupt stattfinden, d.h. gelingen oder misslingen können. Propositionale Aussagen haben einen Wahrheitswert und können wahr oder falsch sein; in der neueren Aussagelogik gibt es hier sogar Zwischenwerte. Dies zu überprüfen macht häufig keine besondere Schwierigkeit. „Illokutionäre Sprechakte“, so Hörisch: „haben hingegen eine andere Leitorientierung. Sie können ‚gelingen‘ oder ‚misslingen‘. Ob sie gelingen, hängt von Institutionen, Konventionen sowie **außersprachlichen** [Herv. P.R.] Umständen und Bedingungen ab.“¹²

Austin wird eine „Lehre von den Unglücksfällen“ entwickeln, sie systematisieren und wiederum an Beispielen durchspielen. Er selbst findet sich dabei, metaphorisch gesprochen, im pharmakologischen Diskurs wieder, den auch Hörisch seiner Handreichung zu Grunde gelegt hat: „[...] aber das Verunglücken ist eine Krankheit, der *alle* Handlungen ausgesetzt sind, die in allgemeinen üblichen Formen oder zeremoniell ablaufen müssen.“¹³

Jene einfache Lage, die Austin am Beginn seiner Vorlesung anspricht, wird schnell komplizierter, bezieht man all jene Bedingungen und Voraussetzungen in das theoretische Kalkül mit ein, – oder in den Worten Austins: Damit der Sprechakt happy verläuft: „[...] müssen in der Regel eine ganze Menge anderer Dinge in Ordnung sein und richtig ablaufen, damit man sagen kann, wir hätten unsere Handlung glücklich zustande gebracht.“¹⁴ Einen Begriff, den er in diesem Zusammenhang einführt, hat in letzter Zeit, wenn auch in anderer Hinsicht, seine Renaissance in der Literaturwissenschaft erfahren: das Verfahren.¹⁵ Es strukturiert, wie „bestimmte Personen unter bestimmten Umständen bestimmte Worte äußern.“¹⁶ Konventionelle Verfahren müssen zu erwartbaren Ergebnissen führen und diejenige Personen, die es anwenden, müssen dazu ‚passen‘ oder wenn

¹² Hörisch: „Sprechakttheorie“, in: Theorie-Apotheke, S. 272.

¹³ Austin: Zur Theorie der Sprechakte, S. 41. Wittgenstein hatte hier auch schon eine Vorlage geliefert, lange bevor Derridas Text über *Platons Pharmazie* dieser pathologischen Metaphorik seinsgeschichtlich auf den Grund geht: „Der Philosoph behandelt eine Frage; wie eine Krankheit.“ (PU 255).

¹⁴ Austin: Zur Theorie der Sprechakte, S. 36.

¹⁵ Vgl. den Studienbrief *Literatur und Verfahren* in Mandl 7.

¹⁶ Austin: Zur Theorie der Sprechakte, S. 37.

man diesen Sachverhalt klarer aussprechen möchte, dazu ermächtigt sein. Nicht jeder kann und darf ein Schiff taufen, bloß weil er etwas sagt oder eine Flasche dagegen wirft. Auch andere Störungen können vorkommen: Läuft das Schiff vom Stapel, bevor die Taufformel: „Ich taufe Dich auf den Namen Queen Mary!“ ausgesprochen wird, kann man sich fragen, ob das Verfahren erfolgreich war oder durch einen anderen Rechts- oder Sprechakt behoben oder wiederholt werden muss.

In seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe von Austins Vorlesungen, wird Eike von Savigny an einem Beispiel erklären, in welchen Sinne die Sprechakttheorie einen Beitrag zu Wittgensteins These darstellt, dass Gebrauch und Bedeutung einer Äußerung wesentlich zusammenhängen. Ein Satz mag eine wörtliche Bedeutung haben, kann aber in ganz unterschiedlichen Kontexten geäußert werden und damit auch unterschiedliches bedeuten. Savigny macht dabei auf eine wichtige Unterscheidung Austins aufmerksam, die sich in den beiden ersten Vorlesungen, die dem Studienbrief beigegeben sind, nicht findet. Äußerungen können unterschiedlich gekennzeichnet werden. Es handelt sich um eine dreifaltige Unterscheidung, die neben der von *performativ* vs. *konstativ* für die Sprechakttheorie grundlegend ist:

Betrachten wir also Franz, der zu Fritz sagt: Morgen komme ich. Wie gebraucht Franz seine Äußerung? Was tut er damit, daß er den Satz äußert? Erstens, und das ist schon einmal wichtig, äußert er einen deutschen Satz, der sprachlich bedeutungsvoll ist und den jeder versteht, der nicht weiß, wann er geäußert wird und nicht weiß, wer ihn äußert, und der vor allem nicht weiß, wozu der Sprecher ihn äußert, wie er ihn gebraucht. Ja mehr als das: Auch wer den Sachverhalt, um den es geht, genau kennt, wer zum Beispiel weiß, daß Franz den Satz äußert, und zwar am Donnerstag, so daß es um den Sachverhalt geht, daß Franz am Freitag kommt, weiß noch nicht, was er mit der Äußerung tut. Franz kann mit der Äußerung ganz verschiedene Dinge tun: Er kann Fritz mitteilen, daß er morgen kommen werde. Er kann Fritz versprechen zu kommen. Er kann Fritz warnen oder drohen, in dem er das sagt. Und so weiter. All das ist noch in keiner Weise bestimmt, wenn die sprachliche und inhaltliche Bedeutung der Äußerung schon längst festliegt. Austin unterscheidet deshalb verschiedene Möglichkeiten, die Äußerung zu kennzeichnen: als „lokutionären Akt“ und als „illokutionären Akt“. Wenn wir sagen, Franz habe mit seiner Äußerung Morgen komme ich Fritz mitgeteilt, versprochen, davor gewarnt, oder damit gedroht, daß er Freitag kommen werde, kennzeichnen wir den illokutionären Akt, den Franz mit seiner Äußerung vollzogen hat. Wenn wir berichten, was Franz gesagt hat, berichten wir über den lokutionären Akt; wenn wir berichten, was er damit getan hat, daß er das gesagt hat, berichten wir über den illokutionären Akt.¹⁷

Neben der *lokutionären* und *illokutionären* Fassung dieses Satzes, kann er darüber hinaus auch als *perlokutionär* bezeichnet werden. Dies wäre der Fall, wenn, um im Beispiel zu bleiben, Franz Fritz mit seinem Versprechen davon überzeugt hätte, dass er am Freitag kommen werde, oder

¹⁷ Eike von Savigny: „J.L. Austins Theorie der Sprechakte“, in: Austin: Zur Theorie der Sprechakte, S. 7-20, hier: S. 7f.

ihn, aufgefasst als Drohung, eingeschüchtert habe und er in beiden Fällen entsprechende Maßnahmen einleitet (Kuchen backen, Haustür abschließen und sich tot stellen). Wir sehen also: „Ob der perlokutionäre Akt vollbracht wird, hängt also davon ab, ob dank der Äußerung noch etwas zusätzliches geschieht; ob der illokutionäre Akt vollbracht wird, hängt nicht davon ab, ob Dank der Äußerung noch etwas zusätzliches geschieht.“¹⁸

Die Sprechakttheorie gewinnt ein differenziertes Wissen über etwas, dass wir beständig in unserem Alltag tun, ohne dass es und groß auffällt, nämlich durch Sprache zu handeln und durch sie bestimmte Wirkungen und Effekte zu erzeugen, die nicht allein rhetorischer Natur sind, d.h. uns überzeugen oder überreden. Sie ermöglicht uns genauer zu verstehen, wie bestimmte Sprechhandlungen funktionieren, die für unser Leben notwendig sind, oder eben nicht. Die Lage ist allerdings viel komplizierter, als die so klar anmutenden Unterscheidungen nahe legen. Das kann man beobachten auf dem Theater und im Leben. Abgesehen von Risiken und Nebenwirkungen der Sprechakttheorie, entdeckt Hörisch dem aufmerksamen Leser, welche Rolle der Literatur für die Sprechakttheorie zukommen könnte, wenn er kurz auf den *Hauptmann von Köpenick* zu sprechen kommt, der einerseits zeigt, dass jede soziale Wirklichkeit immer auch schon Theater ist, aber auch, „was es heißt, vom Sprechenden Befehlsgeber zum besprochenen Verurteilten zu werden.“¹⁹ Bestimmte Figuren der Literaturgeschichte, wenn nicht schlichtweg alle, sind demnach: „[...] Sprechaktfeldforscher *avant la lettre*.“²⁰

(1) Texte des Studienbriefes:

Jochen Hörisch: „Sprechakttheorie“, in: Theorie-Apotheke. Eine Handreichung zu den humanwissenschaftlichen Theorien der letzten fünfzig Jahre, einschließlich ihrer Risiken und Nebenwirkungen. Frankfurt a.M. 2004. S. 271-276.

John Langshaw Austin: Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart 2010. S. 25 [Erste und zweite Vorlesung].

(2) Literatur

Cavell, Stanley: „Wittgenstein als Philosoph der Kultur. Alltäglichkeit als Heimat“, in ders.: Nach der Philosophie. Essays, 2. Erw. u. überarb. Auflage, hg. v. Ludwig Nagl u. Kurt Fischer. Berlin 2001. S. 97-129.

Cavell, Stanley: Der Anspruch der Vernunft. Wittgenstein, Skeptizismus, Moral und Tragödie. Übers. v. Christiana Goldmann Frankfurt a.M. 2006.

Eco, Umberto: Die Suche nach der vollkommenen Sprache. Übers. v. Burckhard Kroeber. München 1994.

¹⁸ Ebd. S. 9.

¹⁹ Hörisch: Theorie-Apotheke, S. 272.

²⁰ Ebd. Dazu möchte ich bescheiden auf eine eigene Falluntersuchung hinweisen, die ein Beispiel dafür gibt, wie Literaturwissenschaft die Sprechakttheorie aufgenommen hat. Vgl. Risthaus: „Fluchen, – an die Wurzel gehen. Hölderlins Rückkehr ins Element“, in: Fatale Sprachen. Eid und Fluch in Literatur. Und Rechtsgeschichte. Hg. c. Peter Friedrich u. Manfred Schneider. München 2009. S. 271-293.

- Habermas, Jürgen: „Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz“, in: Habermas u. Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung? Frankfurt a.M. 1976. S. 101-142.
- Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. I: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt a.M. 1995. S. 427-440.
- Niehaus, Michael: „Wittgensteins Beispiele. Erste Lieferung (‘Familienähnlichkeiten‘)“, in: z.B. Zeitschrift zum Beispiel, Nr. 1, hg. v. Peter Risthaus, Michael Niehaus, Jessica Güsken u. Christian Lück. Hagen 2018. S. 35-47.
- Mersch, Dieter: Posthermeneutik. Berlin 2010 (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband Nr. 26).
- Risthaus, Peter: „Fluchen, – an die Wurzel gehen. Hölderlins Rückkehr ins Element“, in: Fatale Sprachen. Eid und Fluch in Literatur. Und Rechtsgeschichte. Hg. v. Peter Friedrich u. Manfred Schneider. München 2009. S. 271-293.
- Savigny, Eike von: „J.L. Austins Theorie der Sprechakte“, in: Austin: Zur Theorie der Sprechakte. (How to do things with Words). Stuttgart 2010. S. 7-20.
- Soeffner, Hans-Georg: „Alltagsverstand und Wissenschaft. Anmerkungen zu einem alltäglichen Missverständnis von Wissenschaft“, in ders.: Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. 2. Aufl., Frankfurt a. M. 2015. S. 10-51.
- John R. Searle: Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. 5. Aufl., übers. v. R. u. R. Wiggershaus. Frankfurt a.M. 1992.
- Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen. In: Werkausgabe Bd.1, 7. Aufl., hg. v. Joachim Schulte. Frankfurt a.M. 1990. S. 225-581.